Zu Fritz Reuters Gedächtnis

Dr. Alfred Huhnhäuser

Der zwölfte Juli des ablaufenden Jahres war ein Gedenktag für uns Mecklenburger. Fünfzig Jahre waren verflossen, seit Fritz Reuter, unser großer Heimatdichter, für immer die Augen geschlossen hatte. Allerorten, soweit die niederdeutsche Zunge klingt, an allen Stätten, wo einst unser großer Landsmann gewandelt ist, hat man seiner zu seinem fünfzigjährigen Todestage gedacht, und in jenen Weihestunden haben wir uns allen denen aufs engste verbunden gefühlt, die mit uns das gemeinsame Band der niederdeutschen Art und Sprache umschlungen hält.

Wenn wir Mecklenburger in dieser Weise unseren Reuter geehrt haben, so bedeutete das mehr als nur eine Dichtergedächtnisfeier. Reuter ist uns nicht nur einer der größten plattdeutschen Dichter; für uns in Mecklenburg und Vorpommern, in der Heimat Fritz Reuters, bedeutet seine Gestalt weit mehr. Er ist ein Stück von uns geworden; ein jeder, dem noch Mecklenburger Art etwas gilt, trägt ihn in sich, wir alle nehmen und empfangen als Plattdeutsche täglich von ihm, mögen wir uns dessen bewußt sein oder nicht.

So hat sich an Reuter erfüllt, was ihm der Freund und Zeitgenosse Gustav Freytag in seinem „warm empfundenen, klassisch schönen" Nachrufe widmete:

„Dem echten Dichter wird ein Glück zu teil, mit dem sonst nur wenige Sterbliche begnadigt sind, er lebt als Individualität auch nach dem Tode in seinem Volke fort, bildend, erhebend und neues Leben schaffend. Der beste Teil seiner Seele und die Summe seiner Erdenarbeit dauern unverändert in seinen Werken. Und wieder sehr wenigen Dichtern ist eine so wirksame Unsterblichkeit beschieden als gerade ihm. Denn er hat, während er unter uns weilte, durch seine Poesie das Herz erfreut, das Leben verschönert. Auch den kleineren Kreisen des Volkslebens, wo die Tage mit harter und ernster Arbeit erfüllt sind und die Strahlen der Kunst das Dasein sonst nur spärlich verschönern, hat dieser Dichter die Familie, das Hauswesen, die Arbeit verklärt wie kein anderer. Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wieviel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zutage kommt. Sie alle sind durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden. Und dieses edle Amt eines Vertrauten und Lehrers, der durch herzgewinnendes Lachen stärker und besser macht, wird Fritz Reuter unter uns verwalten, solange die Klänge der niederdeutschen Sprache dauern, solange unser Volkstum etwas von der Kindlichkeit, von der treuherzigen Einfalt und Herzensgüte bewahrt, welche in den Gebilden des Dichters jetzt mit unwiderstehlichem Reiz auf den Leser wirken."

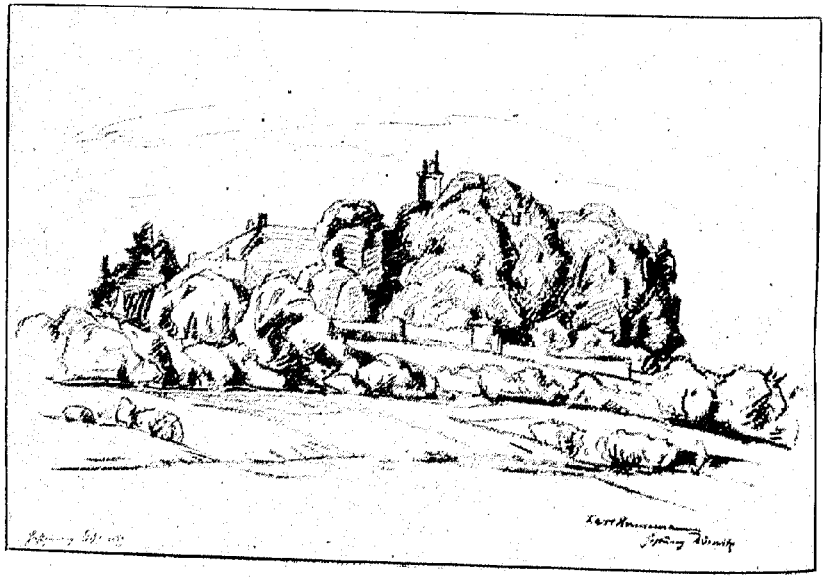
Es ist ein Eigenes um Fritz Reuters dichterische Entwicklung. Auch er gehört zu denen, deren dichterische Schaffenskraft erst spät eingesetzt hat. Es bleibt aber dahingestellt, ob dies in dem schicksalsvollen Lebensgange oder in seiner Veranlagung begründet war. Sein ganzes Leben ist — abgesehen von den Jahren der Kindheit — ein stetes Ringen, ein Irren im Dunkeln gewesen, wie er selber verschiedentlich von sich bezeugt. Als dem fast Dreißigjährigen nach langer Festungshaft am 25. August 1840 die Freiheit wiedergegeben wird, da liegt das Leben öde und hoffnungsleer vor ihm. Er ist ein Gescheiterter, angewiesen auf die Gnade eines strengen, ihn nicht mehr verstehenden Vaters.

Wenn wir die 64 Jahre seines Lebens von 1810—1874 überschauen, so können wir das Jahr 1845 als einen Wendepunkt ansehen. Die erste, größere Hälfte seines Lebens bis zu diesem Abschnitt ist eine Zeit der Irrungen und Wirrungen, ausgefüllt durch den Kampf mit einem, ihm vom Vater auferlegten, verhaßten Beruf und mit finsteren Schicksalsmächten, derer Herr zu werden seine Kraft nicht ausreichte.

Der Fünfunddreißigjährige sieht sich mit dem in diesem Jahre erfolgten Tode seines Vaters dem Nichts gegenüber. Die Zinsen des ihm auf Grund des Testaments zur Verfügung stehenden Vermögens, das der vom Vater Aufgegebene mit seinen Halbschwestern hatte teilen müssen, reichten nicht aus, etwas Neues selbständig anzufangen, auch nicht einen Hausstand zu begründen. Erschwerend wirkt, daß er für den ihm vom Vater vorgeschriebenen Beruf eines Juristen völlig ungeeignet ist und nicht einmal die allernötigsten Vorkenntnisse für eine Prüfung aufzuweisen hat. Was aber noch weit mehr ins Gewicht fällt, ist eine unheilbare Trunksucht, eine Krankheit, die jedenfalls durch die namenlosen Leiden während der siebenjährigen Festungshaft heraufbeschworen war. Was Wunder, daß der Vater, ein strenger, unermüdlich tätiger Beamter, der sein ganzes Leben in Dienst der Pflicht gestellt hatte, kein Verständnis für diesen seinen einzigen Sohn mehr haben konnte, dessen Leben eigentlich von seinem zwanzigsten Jahre ab ein steter Abstieg gewesen war!

Und doch bedeutet das Todesjahr des Vaters den Anfang einer neuen Epoche in Reuters Leben. An die Stelle des Versorgers, der ihn stets vor der leiblichen Not bewahrt hatte, treten nun zwei Menschen in sein Leben, die ihm den inneren Halt zu geben vermochten und damit ihm helfen, den Weg zu seinem wahren Beruf zu finden, der Freund Fritz Peters und seine spätere Frau Luise Kuntze.

Bevor wir jedoch auf diese wichtigste Zeit seines Lebens etwas näher eingehen, wollen wir zunächst die Lebensspanne von 1810 bis 1845 überschauen. Sie stellt sich uns — abgesehen von den Jahren der Kindheit — dar als eine Zeit des Ringens und Kämpfens um



Karl Hennemann (Kohlezeichnung)

Festung Dömitz

Sein oder Nichtsein. Fast sein ganzes Leben in dieser Epoche können wir auffassen als den Kampf zwischen Vater und Sohn, als den Versuch des erprobten und gestählten Mannes, dem willensschwachen, haltlosen Sohn seinen Willen aufzulegen und ihn dem auserlesenen Berufe zuzuführen.

Der Lebensabschnitt von 1810 bis 1845 gliedert sich durch das Jahr 1831 zwanglos in zwei Teile: in die Jahre der Jugendzeit bis zum Abschluß der Schulbildung und die Jahre des Werdens bis zum Tode des Vaters.

Reuter hat einmal in einem Briefe, etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode, also bald, nachdem er 63 Jahre alt geworden war, von dem großen „Stufenjahre" seines Lebens (7×9 Jahre), dem „Mortjahr", wie die Ostfriesen es nennen, gesprochen, und ihn überkommen trübe Todesahnungen bei solchen Gedanken.

Auch uns muß es bei einer Überschau seines Lebensganges fast so scheinen, als habe die Zahl 7 darin eine gewisse Bedeutung.

5×7 Jahre umspannen die Zeit seines ersten großen Lebensabschnittes bis zum Tode des Vaters,
davon umfassen
3×7 Jahre seine Jugendzeit und hiervon wieder
2×7 Jahre die Kindheit in Stavenhagen, weitere
2×7 Jahre die Zeit des Irrens und Strauchelns bis zum Tode des Vaters. Fast in der Mitte dieser letzten Epoche liegt die 7 Jahre dauernde Festungszeit.

Auch in dem 2. Abschnitt seines Lebens nach 1845 spielt die Siebenzahl wieder eine Rolle. — Den 35 Jahren des ersten Abschnittes stehen 28 (4×7) des zweiten gegenüber, und in dieser zweiten und letzten großen Lebensepoche sind es wiederum 7 Jahre, welche die Hauptschaffensperiode umfassen, nämlich die Neubrandenburger Jahre von 1856—1863.

Folgen wir dieser eigenartigen Gliederung, so prägen sich uns folgende Jahre als feste Richtungspunkte in Reuters Leben ein:

1810—1831 die Jugendzeit,

1831—1845 die Zeit des Irrens und Strauchelns, dazwischen
1833—1840 die Festungszeit,
1845—1874 die Zeit des Werdens und der Reife und etwa in der Mitte die Neubrandenburger Schaffensperiode von 1856 bis 1863.

Die Stavenhagener Kindheitsjahre sind wohl die glücklichsten in Reuters Leben gewesen. In zwei Werken der hochdeutsch geschriebenen Schilderung „Meine Vaterstadt Stavenhagen" und seiner plattdeutschen Meisternovelle „Ut de Franzosentid"° hat der Dichter diese Jugendjahre in dichterisch geschauter Verklärung wiedergegeben.

Jenes idyllische Städtchen und das in seiner unmittelbaren Nähe gelegene Ivenack mit seinen tausendjährigen, sagenumwobenen Eichen, „der lieblichen Oase in dem rings von Mühe und Arbeit durchfurchten Lande", wie Reuter es in der Vorrede zur „Reis' nah Belligen" nennt, sind in einen Glanz getaucht, der „mit tausend goldenen Fäden der Erinnerung aus der Kindheit und Jugend durchwoben ist."

Das kleine Landstädtchen mit den räucherigen Dächern, der Erhabenheit seines Kirchturms, der Großartigkeit seines Rathauses und der Majestät seines Amtsgebäudes, des sogenannten Schlosses, war das Paradies seiner Kindheit. Mit einer gewissen Wehmut gedenkt er später all der trauten Stätten, die einst die Welt des Knaben ausmachten, in der er Freud und Leid der Jugendjahre durchlebte. Traulich erscheint ihm der in süßer Heimlichkeit verschlossene Bullenwinkel, lieb und wert der alte Bauhof mit seiner schönen, großen Mistpfütze, in die er zum Schrecken der Mutter regelmäßig jeden Winter mit dem Eise einbrach. Und erst der Eulenberg!

Mit dem 14. Lebensjahre hat Fritz Reuter seine Vaterstadt verlassen. Die mangelhaften Zustände im Schulwesen Stavenhagens veranlaßten den Bürgermeister Reuter, seinen Sohn nach Friedland aufs Gymnasium zu geben. Besonders in der französischen Grammatik schnitt der Herr Tertianer schlecht ab. Was Wunder, war doch sein erster Lehrer im Französischen ein Schneider gewesen, der mal in Frankreich auf Wanderschaft gewesen war, der aber über je suis été mit seinen Kenntnissen nicht hinausgekommen war. Trotz seiner grammatischen Mängel behauptete Reuter aber den Charles douze von Voltaire gelesen zu haben, was ihm den Spitznamen Korl Duß einbrachte, eine Benennung, die ihm bis zu seinen Festungsjahren anhaftete. Nur wenige Jahre blieb er in Friedland. Als einige seiner Lehrer nach Parchim versetzt wurden, zog auch Reuter mit ihnen, und hier in der Vorderstadt Parchim ist er ein lustiger Primaner gewesen, und noch spät gilt ihm diese durch eine Schülerliebe verklärte Zeit als die schönste in seiner Jugend.

Das Reifezeugnis in der Tasche konnte er zu Michaelis 1831 auf die Universität ziehen, und zwar schickte der Vater den jungen Studiosus der Jurisprudenz nach Rostock, dem Upun Dalsprung aller Mecklenburger. Hier hat er alles Mögliche getrieben, nur nicht die Vorlesungen besucht, die ihm viel zu trocken waren, und auf langes Bitten gab der strenge Vater dem Drängen des Sohnes nach und ließ ihn nach Jena ziehen. „Ach, Jena, Jena, lieber Sohn, sag mal, hört'st du von Jena schon? Hast du von Jena mal gelesen? Ich bin ein Jahr darin gewesen, als ich noch Studiosus war. Was war das für ein schönes Jahr! Ach, geh mir doch mit Mutters Schwaan und mit des Alten Engelland, nein, Ziegenhan und Lichtenhan und dann der Fuchsturm wohlbekannt, und auf dem Keller die Frau Vetter — es war ein Leben wie für Götter!"

Wer kennt nicht diese schwärmerisch begeisterten Abschiedsworte, die der alte treffliche Pastor dem jungen Hanne Nüte mit auf die Reise gibt! Ja, in Jena ist Reuter ein rechter Bruder Leichtfuß gewesen, und nicht um seiner juristischen Leistungen willen hat man ihn im Kreise der Kommilitonen den jovialen „Bierreuter" genannt. Es war damals die Zeit, wo der deutsche Geist sich auflehnte gegen die Metternichsche Spießer- und Rückschrittspolitik, und Träger des deutschen Freiheits- und Einheitsideals war die studentische Burschenschaft. Das waren jugendliche Heißsporne, denen das Maßhalten nicht als Tugend erschien. Ihnen schloß sich Reuter an, und bald schmückten ihn die schwarz-rot-goldenen Farben der Jenenser Germanen. Doch die Politik kümmerte ihn wenig. Er wollte nur fröhlich unter Gleichgesinnten sein. Aber das lustige Leben in Saus und Braus nahm ein jähes Ende. Es kam zu dem unseligen Frankfurter Attentat, an dem auch einige Jenenser Germanen teilgenommen hatten, und nun begann die Demagogenhetze; Unschuldige wurden mit den Schuldigen verhaftet. Überall spürte man den Burschenschaftern nach, und Ende Oktober 1833 griff man in Berlin auch Reuter auf und setzte ihn fest.

Und nun beginnt seine „Festungstid", sieben lange, qualvolle Jahre, die ihn bis an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Was bedeutete es, daß diese Qual der sieben Jahre eigentlich 30 Jahre hatte währen sollen; was nutzte es, daß das Urteil des preußischen

Kammergerichts gegen den Mecklenburger ursprünglich sogar lautete: daß der stud. jur. Reuter wegen seiner Teilnahme an hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Konfiskation seines Vermögens zu bestrafen und mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen sei!" Die sieben Jahre, in denen man den Schwergeprüften von Festung zu Festung schleppte, wo er oft in feuchten Kasematten wie ein Verbrecher gehalten wurde, haben ihm seine beste Jugendkraft



Karl Hennemann (Kohlezeichnung)

Eisbahn an den Bastionen von Dömitz

geraubt und ihm das Leiden gebracht, das er sein Leben lang trotz heißesten Ringens nicht wieder los geworden ist. Wir sind nicht berufen zu richten, sondern zu verstehen. Und wir können mit ihm den bitteren Haß empfinden, der sich während dieser qualvollen, langen Pein tief in seine Seele gefressen hat. Wir begreifen seinen gewaltigen Gefühlsausbruch, wenn er von seinem grausamen Peiniger, dem Kriminaldirektor Dambach, Rechenschaft fordert mit den Worten: „Dafür sollst du mir im Jenseits Rede stehn!" —

Endlich nach langem Hin und Her gelingt es auf persönliche Fürsprache des humanen Großherzogs Paul Friedrich, die Überweisung des Gefangenen nach Mecklenburg zu erwirken. In Dömitz ging es freilich ganz anders zu als auf den preußischen Festungen, und die freundliche Aufnahme, die Reuter im Hause des hochbejahrten, kernfesten Kommandanten v. Bülow fand, glich wahrlich kaum einer Haft. Der alte Herr hatte in ihm bald einen guten Gesellschafter gefunden, bei dem er auch im Schachspiel gewinnen konnte, und häufig mußte sich Reuter in der Bülowschen Familie zur Teestunde einstellen, und er wußte die Gesellschaft aufs beste zu unterhalten. Weniger erwünscht war es allerdings dem alten, etwas kantigen Herrn, seinen Gefangenen eines Tages bei einer Liebeserklärung zu überraschen, die dieser einer von seinen fünf Töchtern machte. Da gab es einen argen Krach, und dem Verwegenen wurde von dem besorgten Vater folgender, etwas eigenartiger Revers zur Unterschrift vorgelegt:

„Ich, Endesunterzeichneter, erkläre hiermit, daß die Töchter des Herrn Kommandanten, Oberstleutnant von Bülow, mir von jetzt an alle gleichgültig sind.

Friedrich Reuter, stud. jur.,
Staatsgefangener
auf der Festung Dömitz."

Mit dem einjährigen Aufenthalt in Dömitz fand die Festungszeit ihr Ende. Trotz der guten Behandlung, die er hier erfahren hatte und trotz inneren Widerstandes war Reuter gelegentlich doch wieder seinem Dämon unterlegen.

Und in dieser Zeit der inneren Zerrissenheit wurde dem Unglücklichen die Freiheit zurückgegeben. Was nun? Wohin sollte der Schwergeprüfte sich wenden? Nun hatte er die heiß ersehnte Freiheit, aber es fehlte ihm die Lebenskraft, sie zu benutzen. Und aufs neue beginnen einige qualvolle Jahre, in denen er versucht, wieder da anzufangen, wo er einst aufgehört hatte; denn noch immer forderte sein unbeugsamer Vater von ihm die Fortsetzung des einmal begonnenen Studiums. In Heidelberg macht er einen erneuten Versuch, der jedoch völlig scheitert, und der schwergeprüfte Vater muß den verlorenen Sohn wie einen geistig Minderwertigen unter Bewachung nach Hause holen lassen. Kann es uns da wunder nehmen, wenn der Vater unter der Wucht dieser Erkenntnisse weiter

und weiter sich vom Sohne löst? Nun gibt er endlich seine Pläne mit ihm auf und hat nichts dagegen, daß er ein Landmann wird. Bei dem prächtigen, menschenkundigen Onkel im Pfarrhause zu Jabel findet der körperlich und seelisch Gebrochene Aufnahme und lernt unter den mitfühlenden heiteren Verwandten allmählich wieder das Leben zu bejahen. Von hier kommt er zu dem Pächter Rust nach Denzin, und als „Strom" gewinnt er in einem ihm lieben Berufe nach und nach das Selbstvertrauen zurück.

Der Vater aber sollte einen Aufstieg seines Sohnes nicht mehr erleben. Er ist 1845 aus der Welt geschieden in dem Bewußtsein, daß sein Fritz verloren sei. Welch eine Tragödie!

Es ist schon eingangs hervorgehoben worden, daß hier ein Wendepunkt in Reuters Leben zu suchen ist. Es beginnen nun die Jahre, wo er sich seiner Kraft bewußt wird und die Höhe des Lebens ersteigt. Und was hat ihm diese Kraft gegeben? Nicht der leidenschaftliche Haß gegen seine Vergangenheit. Er konnte nur zerstörend, nicht aufbauend wirken. Es war die Liebe, die nun in seinem Leben Einkehr hielt, die Liebe, die ihm schon auf seiner Rast an der Fenzirschen Mühle, als er sich auf dem Wege von Dömitz in die Heimat befand, als Wegweiser erschienen war — die Liebe einer opferbereiten Freundschaft und die einer ihm ganz ergebenen Frau. Rasch geht es nun bergan mit ihm. In der Nähe des Freundes, in der kleinen vorpommerschen Landstadt Treptow zwischen Demmin und Neubrandenburg gründet der Schullehrer Reuter sich einen bescheidenen Hausstand, und er und seine Luise suchen ihren Lebensunterhalt durch Privatstunden zu verdienen.

Daneben aber pflegte er als Verehrer Jahns die edle Turnkunst in Treptow, und der „Turnreuter" spielte bei den Treptufen eine große Rolle.

Schon gelegentlich hatte Reuter früher schriftstellerische Versuche gemacht, die aber nur vereinzelt geblieben waren. Allmählich aber war vieles in ihm gereift, und den Anregungen einiger Treptower Freunde folgend, versuchte er sich nun an kleinen plattdeutsch gefaßten, gereimten Schwankerzählungen, den „Läuschen un Rimels". Diese lockeren kleinen Gassenbuben fanden bei ihrer Veröffentlichung großen Anklang, und ihr Erscheinungsjahr 1853 bedeutet den eigentlichen Anfang der plattdeutschen Dichtungen Fritz Reuters. Welch eine Fülle köstlicher Gestalten bringen uns diese Läuschen! Der große Erfolg dieser Dichtungen spornte Reuter zu neuem Schaffen an. Es folgte die derb-komische poetische Erzählung „De Reis' nah Bellingen"

Mit dem Jahre 1856 beginnt ein neuer Abschnitt in Reuters Leben. Das allzu kleinbürgerliche Dasein in dieser von der Natur stark vernachlässigten Stadt konnte Reuter auf die Dauer nicht befriedigen, und er entschloß sich, dem pommerschen Phäakenlande den Rücken zu kehren und nach dem schönen vielseitigen Neubrandenburg zu ziehen.

„Hier in Neubrandenburg sieht's herrlich aus," schreibt er 1857 an Fräulein v. Bülow, „und rechnen Sie Ihr Schweriner Schloß ab und die Freuden einer größeren Stadt, dann tauschen wir nicht mit den Schwerinern, so köstlich ist hier die Natur, so freundlich unser Städtchen. Dies hat mich denn auch hierher gezogen, und gottlob! der früher hinter Schloß und Riegel saß, ist jetzt frei wie der Vogel, er kann singen, wo er will, und ziehen, wohin er will. Dazu hat mir Gott eine Frau nach meinem Herzen gegeben, die mir mein Leben leicht und freundlich macht."

Und so einladend war dieses Neubrandenburg! War es nicht, als riefen die Tore ihm zu:

„Komm, komm! Bist du des Getriebes nicht satt?
Komm! Wir sehen und warten und warten!
Komm! Unsere heitere, saubere Stadt
ist lachend und warm wie im Sommer ein Garten.
Die Blumen hier blühen noch einmal so bunt
wie weit in der Fremde, wo du je gewesen!
Das Lachen verlernte schon lange dein Mund!
Komm, hier ist Frieden! Hier sollst du genesen!
Komm, und wirf von der Seele die Last!
Laß die Sorgen, die draußen dich quälen!
Kehre ein, und sei unser Gast,
wir wollen dir tausend Geschichten erzählen!"

Und wahrlich, sie haben's gehalten, was sie Reuter versprochen haben und haben ihm 1000 Geschichten erzählt, die er uns dann als ein heiliges Vermächtnis hinterlassen hat.

Diese sieben Neubrandenburger Jahre zeigen ihn auf der Höhe des Schaffens. Sein Ruf dringt hinaus über die Grenzen der Heimat, er wird ein Dichter von Weltruf. Und was hat er uns nicht alles in diesen sieben fruchtbaren Jahren geschenkt! „Kein Hüsung", die leidenschaftliche Anklage, die er mit seinem Herzblut geschrieben hat, jenes Werk, das außer „Hanne Nüte" uns den Lyriker Reuter kennen lehrt. Dazu die „Festungstid", die von goldigem Humor verklärten Erinnerungen an die Jahre, wo Frau Sorge seine Gefährtin war. Hier sehen wir es deutlich: die Liebe hatte den Haß überwunden! „Hanne Nüte", jene Dichtung, über die fast nur Sonnenschein gebreitet ist und die uns zeigt,

wie eng Reuter mit der Natur verwachsen war. „De Bengel," sagt Reuter von diesem Werk, „löppt barwst in Rusch un Busch, dörch Wisch un Wold, un wenn em en dämlichen Vagel tausingt, denn horkt hei mihr dornah, as nah vernünftige Minschen Reb'." Und zuletzt — wenn auch nicht bis zur letzten Vollendung; denn der Schluß wurde erst in Eisenach geschrieben — die Krone seiner Schöpfungen, die „Stromtid" mit Onkel Broesig im Mittelpunkt, der köstlichsten Gestalt, die je ein gottbegnadeter Dichter schaffen konnte. So wurde aus dem „Turnreuter" der Treptower Jahre in Neubrandenburg der „Doktor Reuter", und wie er selber diese Ehrung der Landesuniversität aufnahm, zeigt uns sein köstliches, aufrechtes Dankschreiben an den Großherzog Friedrich Franz II., in dem er u. a. sagt:

„Denken Sie sich, Königliche Hoheit, einen Humoristen in einer Doktorrobe! wie er das ungewohnte Gewand nicht zu tragen weiß, bald es der Würde wegen lang nachschleppen läßt, bald es ungebührlich bis über das Knie aufschürzt, der freieren Bewegung wegen; es ist schon eine schlimme Situation. Aber nun denken Sie sich ferner, daß meine ganze Häuslichkeit in Sitten und Gewohnheiten dadurch alteriert ist. Sonst nannten meine Frau und ich uns „Fritz" und „Luise" — kam auch wohl einmal „Fritzing" und „Wising" vor, — nun nennen wir uns „Herr Doktor" und „Frau Doktorin", um uns in die neue Würde einzuüben."

Aus jeder dieser Zeilen spricht der Reuter, wie wir ihn aus seinen Werken kennen und lieben. Alle Schatten der Vergangenheit waren getilgt, und die goldene Sonne seines köstlichen, liebevollen Humors hatte das Dunkel für immer gebannt. Und nirgends hat er sich so glücklich gefühlt wie in seinem Neu-Neubrandenburger Kreise. Mit Vorliebe saß er mit den biederen Neubrandenburger Bürgern am Stammtisch und erzählte ihnen lustige Döntgen, und manche wertvolle künstlerische Anregung hat er hier empfangen. Man denke an die prachtvollen Kleinstadttypen, wie er sie in „Dörchläuchting" später geschaut hat. Mit welchem Humor er jeder Situation gewachsen war, zeigt folgende Begebenheit:

Bald nach seinem 48. Geburtstag brachte die Stralsundische Zeitung folgende Nachricht:

„Fritz Reuter, unser gemütvoller pommerscher Dichter in plattdeutscher Mundart, dessen poetische Werke auch außerhalb der Grenzen der Provinz hochgeschätzt werden, ist gestorben, nachdem er den 2. Teil von „Läuschen un Rimels" eben im Druck vollendet hat."

Der „Gottlob noch Lebendige" erwehrte sich aber seiner Nachrufe:

„Ich lebe noch. Hiesige Kirchenregister beweisen dies negativ. Ich esse und trinke noch. Schlachtermeister Munkel und Ratskellermeister Ahlers werden dies positiv bezeugen. Ich wandle noch unter den Lebendigen. Siehe meine Schusterrechnung beim Altermann Klink. — Gerüchte sind wie Gerüche, sie verbreiten sich unmerklich in der Atmosphäre, bis sie zu stark werden und einer niest. Dann wird so'n Geruch und so'n Gerücht laut. Diesmal nieste die Stralsunder Zeitung zuerst, und die andern niesten nach; so viel ich zu meiner Freude weiß, hat keiner „Prosit" gerufen; dies rief man mir erst nach meiner Gegenerklärung zu." (Reuter aus Neubrandenburg an Friedr. Dörr.)

Und noch einer ließ sich hierzu vernehmen, — Reuters alter Freund und Duzbruder, der aus den Läuschen bekannte Dr. Michel, „de ümmer switisiert un up de Landstrat 'rümflankiert". Er brachte es sogar zu einem gereimten Etwas, das folgendermaßen lautete:

„In deese Zeitung stünn: „Fritz Reuter is nu dot!"
Ach ne, min Soehnings, ne, dat brukt ji nich tau glöben,
Denn grad in desen Johr gifft' välen Win un got.
Worüm süll hei nu nich noch etwas bi uns töben?"

Darauf antwortete Fritz Reuter redivivus mit folgenden Versen:

An den bekannten flanqueur und Schwitiseur!

Morgenrot! — Morgenrot!
Stralsund schlug mich meuchlings tot,
Wo einst Schill rief in dem Tor:
„End mit Schrecken zieh ich vor,
Schrecken ohne Ende."
Als ich noch an nichts gedacht
Wider Willen, wider Wissen
Hab ins Grab ich beißen müssen.
Michel, du hast mich erweckt.
Markus Michel — Markus Michel!
Ja, du hast des Todes Sichel
Mir gewehret von dem Haupt,
Hast mich wieder ausgeklaubt
Und des Lebens Grund entdeckt.
Du, mein Söhning, du, mein Söhning!
Dafür danke ich dir schöning.
Sieh, die beste Flasche Weines
Und das größte Glas sei deines!
Komm, mein Freund, besuch mich mal.

Ja, das waren wundervolle Jahre in Neubrandenburg, und lange hat es gedauert, bis der Dichter den Bitten seiner um sein Wohl besorgten Frau nachgab und sich entschloß,

der gastlichen Stadt „Lebe wohl" zu sagen und seinen Wohnsitz nach Eisenach zu verlegen.

„Wur nich plattdütsch red't ward, holl ick't nich ut." Und doch hat er den Heimatboden verlassen und konnte schon nach wenigen Jahren am Fuße des Wartburgberges ein schönes Haus mit dem geliebten Garten sein eigen nennen. Viel ist unser großer Landsmann hier gefeiert worden; oft war er der Gast des ihn verehrenden Großherzogs von Weimar auf der Wartburg, immer aber blieb ihm die bescheidene, schlichte, kernig niederdeutsche Art, und wir sehen ihn vor uns, wie Karl Kraepelin, sein bester Dolmetsch, ihn uns geschildert hat. „Es sei ihm ein großer, robuster Mann entgegengetreten, mit eingedrücktem Schlapphut, schlicht und nachlässig gekleidet, mit einem Knotenstock in der Hand, eine derbe, vierschrötige Figur, in der man eher einen behäbigen Gutspächter, als einen Dichter von Gottes Gnaden erwartet hätte; das volle runde Gesicht, besonders die kräftige, plattgedrückte Nase gerötet, ein dichter struppiger Vollbart, ein breiter, gutmütig und schalkhaft lächelnder Mund und gar prächtige, treue Augen, die unter der Brille hervorleuchteten und auf den ersten Blick den Entgegentretenden gewannen."

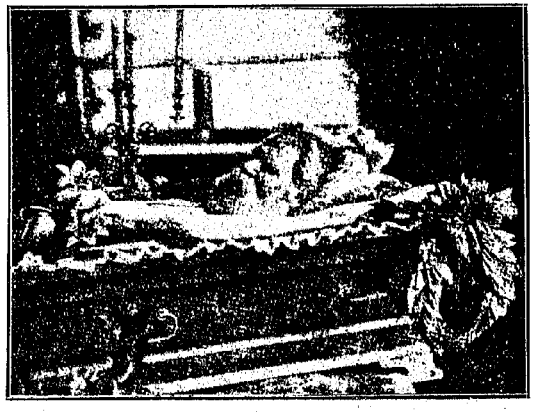
Und stellen wir uns die Nöte seiner Frau vor, wenn sie an die Freundin Marie Peters schreibt:

„Fritz Reuter in Hofequipage beim Großherzog auf die Wartburg geladen! versteht sich ohne irgendwelche Präparation seinerseits, ohne *sein* Zutun. Wie wurden meine mütterlichen Ermahnungen, unter keinen Umständen die Angströhre aus den Händen zu lassen (sonst seh' ich die Hände in den Hosentaschen) schnöde zurückgewiesen! Welch eine Ausdauer galt es, ihn in die Glacehandschuhe zu zwängen! er versicherte, daß er Krampf in den Fingern bekommen würde, und stieg in menschenmörderischer Absicht in den Wagen."

Reuter blieb, wie er war, und „immer hat er Farbe gehalten, und die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, spukten in dem alten noch fort."

Doch der Dichterquell war versiegt. Nur noch zwei größere Werke hat Reuter in Eisenach geschaffen, und von ihnen ist auch nur eines ganz bodenständig, die bereits genannte Erzählung „Dörchläuchting". Nach längerer Pause hat der alternde Dichter dann noch einmal wieder zur Feder gegriffen, als 1870 die nationale Begeisterung auch ihn mit sich fortriß. Aber die Lebenskraft war erloschen, und nicht lange mehr war es ihm vergönnt, sich seines Lebensabends zu freuen. Ein schweres Herzleiden warf ihn Anfang Juli 1874 auf sein letztes Lager. Über seine letzten Augenblicke erzählt uns unser Landsmann, der Dichter Paul Warncke, in seinem schönen Reuterbuch:

„Drei Dag vör sinen Dod let hei sick taum letzten Mal in sinen Goren rutebringen; denn läd hei sick tau Bedd; hei füll nich wedder upstahn. De Julihitt hadd sinen Taustand sihr verslimmert — in de Nacht von Sünnabend den 11. up den 12. Juli würd't ganz



Reuter auf dem Totenbette

leg mit em. Blot Lowise un en Krankenswester wiren bi em. Hei wüßt nu, wo't mit em stünn un hadd mit Lowise von sinen Dod spraken. „Glaubst du wohl, Wising, frög hei, daß meine Bücher mich überleben werden?" — „Ist das dein Wunsch, mein Fritz?" säd sei; sei künn knapp en Wurt rutbringen för Leid un Angst. „O gewiß," antwurt'te de Dotkranke, un sin Ogen würden ordentlich hell — „es wäre doch so schön." — En anner Mal frog hei sei, wo sei em henbringen laten wull, wenn hei storwen wir, un as sei em antwurt'te: „In mein Zimmer, mein Fritz," dunn drückte hei ehr de Hand mit de Würd: „Mein Wising, das wolltest du tun?"

Liser un liser slog dat Hart — de Aten güng swerer un swerer. Noch bröchte hei mähsam de Würd' rut: „Mein Gott!" — Denn föll hei in 'ne Ort von Halfslap. „Da bin ich dich über!" säd hei lising vör sich — sin Unkel Broesig müggt vör em stahn — un

nah 'ne lütte Tit: „Gedenken, gedenken?" — „Ja," rep Lowise, un ehre Tranen lepen up sine Hand, bei sei küßte: „Ja immer in Liebe und mit Dank!" Dor slog hei de Ogen up un kek sei glücklich an.

Den 12. Juli des Nahmiddags, as de Dokter kem, säd hei: „Herr Doktor, ein schwerer, schwerer Kranker!" un nah 'ne lütte Tit, as wenn hei fählen ded, dat de grote Kampf tüschen Freud un Leid, den wi Läben nennen, tau Enn' gung, rep hei: „Friede, Friede, Friede!" —.

Dat wiren so tämlich de letzten Würd, dei hei sprök — blot noch einmal ded hei den Mund up: „Luising, lulle mich in Schlaf!" — kort naher was't all. 't was Sünndag, den 12. Juli, nahmiddags Klock half söß. —

Drei Dag naher, den 15. Juli, üm de sülwige Dagstit, würd hei grawen. Hei hadd girn up sinen Grund un Bodden de letzte Städ hatt, oewer die Stadt Eisenach schenkte up ewige Tiden en Platz up den „Neuen Friedhof", den Luise mit en poor Frünn' sülfst utsöchte, mit 'ne wide Utsicht — ok nah de Wartborg 'roewer." —

. Uns Nachlebenden aber ist Fritz Reuter nicht gestorben. Er und sein Werk leben weiter in uns und um uns. Er hat uns erst die Schönheit unserer Heimat erschlossen und gezeigt, welche Kraft und welche Vielgestaltigkeit in unserer mecklenburgischen Volksart liegt. Und noch ein weiteres lehrt er uns: wie er dürfen auch wir nicht in engherziger Heimatliebe befangen bleiben; aus ihr muß das Größere geboren werden, die Liebe zu unserm weiten deutschen Vaterlande.

Mahnung

G. Staal

Laß dich nicht leider machen durch Leid.
Streck dich, straff dich in
trostloser Zeit,
Beuge dich nicht! —
Sei stark, sei stolz,
Sei hart!
Und tüchtig wie Eichenholz!

Nur nicht fragen,
Nur nicht klagen
Und kleinlich verzagen:
Einmal wird's morgenrot!
Und wär's eine Stunde vor
deinem Tod,
Du siehst es tagen!

Mein Herz

G. Staal

Wenn sie sich ans Gitter schmiegt
Mit seligem Gesicht,
Einen Strauch herüberbiegt
Und die roten Rosen bricht,
Ist sie von Liebreiz ganz umwiegt,
Von lauter Glanz und Licht . . .
Mein Herz, das ihr zu Füßen liegt,
Aber sieht sie nicht!